

SWR2 Musikstunde

Heimat, oder: Da wo du nicht bist, ist das Glück Ortsbegehung mit Hindernissen (1)

Von Katharina Eickhoff

Sendung: Montag, 05. Oktober 2015 9.05 – 10.00 Uhr

Redaktion: Ulla Zierau

Bitte beachten Sie:

Das Manuskript ist ausschließlich zum persönlichen, privaten Gebrauch bestimmt. Jede weitere Vervielfältigung und Verbreitung bedarf der ausdrücklichen Genehmigung des Urhebers bzw. des SWR.

Mitschnitte auf CD
von allen Sendungen der Redaktion SWR2 Musik sind beim SWR Mitschnittdienst
in Baden-Baden für € 12,50 erhältlich. Bestellungen über Telefon: 07221/929-26030

Kennen Sie schon das Serviceangebot des Kulturradios SWR2?

Mit der kostenlosen SWR2 Kulturkarte können Sie zu ermäßigten Eintrittspreisen
Veranstaltungen des SWR2 und seiner vielen Kulturpartner im Sendegebiet besuchen.
Mit dem Infoheft SWR2 Kulturservice sind Sie stets über SWR2 und die zahlreichen
Veranstaltungen im SWR2-Kulturpartner-Netz informiert.
Jetzt anmelden unter 07221/300 200 oder swr2.de

Musikstunde mit Katharina Eickhoff

Montag, 5.10.2015

Heimat, oder: Da wo du nicht bist, ist das Glück

Teil I – Ortsbegehung mit Hindernissen

Heimat, Heimatflur, Heimatforst, Heimatgegend, Heimatgewässer, Heimathaus, Heimathütte, Heimatklang, Heimatkreis, Heimatland, Heimatlich, Heimatlichkeit, Heimatliedchen, Heimatlos, Heimatlosigkeit, Heimatluft, Heimatpforte, Heimatschein, Heimatsherd, Heimatstrand, Heimatsüchtig, Heimatverlangen, Heimatwald, Heimatwärts.

Insgesamt vierundzwanzig Wörter stehen im heutzutage ja viel zu selten benutzten Grimm'schen Wörterbuch zum Thema „Heimat“ – und im Vergleich dazu fällt die dann folgende Begriffsdefinition doch einigermaßen schmallippig aus:

„Heimat – das Land oder auch nur der Landstrich, in dem man geboren ist oder bleibenden Aufenthalt hat.“

Heimat ist hier also erst mal nur eine Ortsangabe.

Und da fängt das Definitionsproblem schon an.

Ist Heimat ein Ort? Ist sie Oma sein klein Häuschen, der schönste Wiesengrund, die Rasenbank am Elterngrab?

Und überhaupt: Der Landstrich, wo einer geboren ist – ist das wirklich für jeden auch seine Heimat? Und die Gegend, wo einer, aus dem oder jenem Grund, gerade bleibenden Aufenthalt hat: fühlt er sich dort automatisch auch zu Hause?

„Ich bin dort zu Hause, wo ich meinen Ärger habe“, sagt der Schweizer Schriftsteller Peter Bichsel, ein englisches Sprichwort findet: „Home is where the heart ist“, Herder fand, Heimat sei da, wo „man sich nicht erklären muss“, wohingegen Hölderlin der Meinung war, dass „für des Menschen wilde Brust“ sowieso „keine Heimat möglich“ sei.

Wäre interessant, was die vielen Tausend, die zur Zeit ihre Heimat verlassen müssen, zu solchen romantischen Thesen sagen...

Mit dem Gefühl, soviel können wir festhalten, muss Heimat zu tun haben. Seltsam, dass die Grimms das in ihrem Wörterbuch so gar nicht zur Sprache bringen – irgendwie dächte man doch, sie müssten als Kinder der Romantik, wo die Heimat ja sozusagen erst erfunden wurde, wissen, was Sache ist. Aber ein Wörterbuch ist ja vielleicht auch nicht der Platz für Gefühle. Und siehe da, in einem anderen ihrer Bücher, in dem über die „Deutschen Sagen“, werden sie dann doch noch etwas ausführlicher, nein, poetischer, die Herren Grimm, da steht nämlich: „Aus dem Zusammenleben und Zusammenwohnen mit Felsen, Seen, Trümmern, Bäumen, Pflanzen entspringt bald eine Art von Verbindung, die sich auf die Eigentümlichkeit jedes dieser Gegenstände gründet und zu gewissen Stunden ihre Wunder zu vernehmen berechtigt ist. Wie mächtig das dadurch entstehende Band sei, zeigt an natürlichen Menschen jenes herzerreißende Heimweh...“.

Musik 1, 4'30

Franz Schubert, Der Lindenbaum

Richard Tauber, Mischa Spoliansky

Warner 7150706

Genau diese Aufnahme von Schuberts „Lindenbaum“ erklingt in Thomas Manns „Zauberberg“, und Hans Castorp, der Plattenaufleger im Roman, wittert in dem scheinbar so harmlosen Stück den Tod höchstpersönlich...so weit müssen wir zumindest jetzt noch nicht gehen, fest steht, dass dieser „Winterreisen“-Schnipsel eines der schönsten Lieder über Heimat-Sehnsucht und Heimat-Flucht ist, die je geschrieben wurden – und der da so wunderbar gesungen hat, musste es dann später auf die harte Tour lernen, wie das ist, seine Heimat zu verlieren:

Richard Tauber wurde schon 1933 unter lautem „Judenlummel-raus-aus-Deutschland“-Gebrülle blutig geprügelt und ist dann ins Ausland geflohen.

Ein Lindenbaum, ein Rauschen im Blätterwald, ein Tal, ein Berg, ein Wiesengrund oder eine Stadtmauer: Heimat ist für die meisten ein im Vergleich zur großen Welt sehr begrenztes Territorium, das von persönlichen Erfahrungen, Gefühlen und Wahrnehmungen, von Erinnerung an Schmerzen und Freuden erfüllt ist.

Heimat ist das, was einem auch nach jahrelanger Abwesenheit total vertraut ist, ob man das nun gut findet oder nicht.

Man fährt die alte Straße im Schlaf, man fragt sich, was aus der Frau wurde, die am Eckhaus immer auf einem Kissen aus dem Fenster hing, man kann sich noch erinnern, wie die Tengelmann-Kassiererin mit 70-er Jahre-Frisur aussah und wie man sie als Kind um ihre weißen Lackstiefel beneidet hat. In der Gasse hinter der Kirche ist man mal vom Fahrrad gefallen, und wie man so dort steht und sich erinnert, fällt einem auch wieder ein, wie seltsam undefinierbar es damals dort gerochen hat, Heizöl, Wäsche, Ohrenschmalz, Sandsteinkeller – oder so ähnlich... Da mögen die Zeremonienmeister des Virtuellen noch so viel vom globalen Dorf faseln, das die Welt jetzt sei und das im Internet stattfinde, da mögen wir uns noch so nonchalant über Youtube oder Live-Cams Szenen aus Los Angeles, Mumbai, Novosibirsk oder dem australischen Outback ins Wohnzimmer holen, Reisen nach Hong Kong, New York oder Kapstadt buchen und behaupten, wir seien auf der ganzen Welt zu Hause:

Gegen den Geruch in der Gasse hinter der Kirche und das vertraute Gefühl, das sich einstellt, wenn jemand im Dialekt unserer Heimatstadt spricht, kommt der ganze Weltenbürger-Zinnober einfach nicht an. Und ob man das, wo man herkommt, als tröstenden Hafen oder als schnellstmöglich zu verlassendes Drecksloch empfindet – es weckt in jedem Fall Gefühle.

Heimat – im Sinne von Herkunft – scheint eine der stärksten Kräfte im Leben der Menschen zu sein.

Musik 2

CD Mamaloshen

3'20

Alexander Olshanetzky, Belz

Mandy Patinkin

Nonesuch 7559-79508-2, LC 0286

Mandy Patinkin mit „Belz“, einem Lied des aus der Ukraine stammenden Broadway-Komponisten Alexander Olshanetsky, in dem sich einer mit jiddischer Melancholie an die Stadt seiner Kindheit und deren vertraute Gerüche und Geräusche erinnert, an das bei Lemberg in der Ukraine gelegene Bels und sein damaliges „Shtetl“... Am anderen Ende des Landes, drüben, im *Osten* der Ukraine, sind sie gerade wieder am Heimat-Aufgeben, der Krieg in den ukrainischen Ostprovinzen hat ja, was im Moment gerade ein bisschen aus dem Blick geraten ist, die womöglich bald größte innereuropäische Fluchtwelle seit dem Zweiten Weltkrieg ausgelöst – wir kriegen das hier im Westen nur nicht so recht mit.

Der Verlust von Heimat ist gerade in diesem Herbst ein dermaßen übermächtiges Thema, dass es einem ständig vor Augen steht, auch hier, wo es ja vorderhand erst mal um eine Begriffsklärung im sozusagen romantischen Sinne gehen soll, - ein Blickwinkel, für den alle die Vielen, die da zur Zeit ihre Heimat hinter sich lassen, vermutlich momentan gerade wenig Sinn haben...

Heimat als innig gefühlter, eben: romantischer Begriff ist hier bei uns übrigens eigentlich noch gar nicht so alt: Vor dem 19. Jahrhundert haben sich die Leute darüber nämlich noch nicht so viele, und vor allem keine sentimentalischen Gedanken gemacht. Man lebte halt, wo man lebte, und wenn man Glück hatte, erbt man das Haus. Heimat war früher mal vor allem das Synonym für den Grund und Boden, den man besaß.

„Der Älteste kriegt die Heimat“, hieß es in Schwaben, und die anderen Geschwister taten gut dran, sich emotional nicht allzu sehr an Haus und Umgebung zu binden, weil sie womöglich irgendwann vom Hof gejagt wurden.

Erst die geballte Deutungsmacht der Romantiker, ihre Verehrung für die unschuldige Kindheit, die Schönheiten der Natur, für die Sehnsucht nach zu Hause als Antrieb der Kunst, erst dieses Konglomerat von Gefühl hat ja den Heimatbegriff zum Topos werden lassen. Mit schnödem Besitz hat er dann nämlich ab dem 19. Jahrhundert immer weniger zu tun gehabt. Heimat, das war jetzt das Land der Seele, der Besänftigung und Tröstung, das die vom realen Leben Gebeutelten mit Trautheit umfängt und nach egal wie langen Ausflügen in die Welt wieder in die Arme schließt. Sozusagen als Ziel und Endzweck der gesamten Lebensreise. „Wo gehen wir denn hin?“, fragt Novalis, und antwortet sich selber: „Immer nach Haus.“ Novalis war es ja überhaupt, der in seinem „Heinrich von Ofterdingen“ vielleicht zum ersten mal ausführlich diesen süßen Schmerz beschrieben hat, den das sich-Losreißen aus

dem vertrauten Landschafts- und Gefühlsraum im Gemüt eines echten Romantikers hinterlässt.

Heinrich verlässt zum ersten mal in seinem Leben die heimatlichen Gefilde, um seinem Traum von der seitdem sprichwörtlichen Blauen Blume nachzujagen, und so ungewiss auch das ist, was vor ihm liegt, eins weiß er im Innersten: Die Heimat, die er mit gemischten Gefühlen verlässt, wird immer da sein und auf ihn warten – sie kann ihm nie genommen werden, und aus dem Trennungsschmerz wird er seine kreative Energie ziehen:

„Es war früh am Tage, als die Reisenden aus den Toren von Eisenach fortritten, und die Dämmerung begünstigte Heinrichs gerührte Stimmung. Je heller es ward, desto bemerklicher wurden ihm die neuen unbekanntenen Gegenden; und als auf einer Anhöhe die verlassene Landschaft von der aufgehenden Sonne auf einmal erleuchtet wurde, so fielen dem überraschten Jüngling alte Melodien seines Innern in den trüben Wechsel seiner Gedanken ein. Er sah sich an der Schwelle der Ferne, in die er oft vergebens von den nahen Bergen geschaut, und die er sich mit sonderbaren Farben ausgemalt hatte. Er war im Begriff, sich in ihre blaue Flut zu tauchen.

Die Wunderblume stand vor ihm, und er sah nach Thüringen, welches er jetzt hinter sich ließ, mit der seltsamen Ahndung hinüber, als werde er nach langen Wanderungen von der Weltgegend her, nach welcher sie jetzt reisten, in sein Vaterland zurückkommen, und als reise er daher diesem eigentlich zu.“

Musik 3

bis etwa 3'40

Franz Schubert,

Fantasie für Klavier C-Dur, D 760 (op. 15) „Wandererfantasi“

M0379119(AMS)

Alfred Brendel

Philips 422062-2

...Dieses Stück wird uns durch die ganze Woche begleiten und wirft hier schon mal, natürlich mit voller Absicht, einen kleinen Schatten auf die Novalis'sche Gewissheit von vornhin, dass man nach aller Unruhe des Lebens doch ganz bestimmt wieder in den Heimathafen und zur Seelenruh zurückfinden würde – Franz Schubert, der ewig die Wohnungen wechselnde Heimatlose, hat daran ja kein Stück geglaubt, und seine aufbruchentschlossene „Wandererfantasi“ hat ihre Inspiration in Schuberts Lied „Der Wanderer“, jener Zeile, wo es heißt: „Da, wo du nicht bist, ist das Glück“ ...Klar, auch darüber wird hier noch ausführlicher zu reden sein – wir aber schütteln die Hölderlinschen Zweifel an der Möglichkeit von Heimat jetzt erst mal ab und kuscheln uns noch ein bisschen in die ungebrochene Nostalgie von alten Heimatliedern.

Heimatlieder: In den letzten Jahren sind sie wieder ein bisschen zu uns zurückgekommen, in neuen, weniger spießigen Interpretationen, aber so ganz leicht haben sie's hier in Deutschland immer noch nicht.

Für manchen, der auf diesem Ohr empfindlich ist, mag sowas wie das gleich folgende Lied schon die Grenze zum gefährlich Tümelnden überschreiten, weil ja damals für die Nachkriegsgeneration alle volksliedhafte Heimatliebe irgendwie unheilvoll mit dem Blut-und-Boden-Wahn der Nazizeit vermauschelt war. Deshalb ist „Heimat“ in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts für viele Leute ein Unwort gewesen, weil, so dachte man, die, die die Heimat pflegten, irgendwie so peinlich deutsch und provinziell, so uninteressiert am Weltbürgertum, so unerträglich selbstzufrieden und reaktionär und im tiefsten Herzen wahrscheinlich sowieso noch alte Nazis waren:

Die die alten Heimatlieder sangen, das waren die Freunde der Blaskapellen und Trachtengruppen, der alten Volkslieder und der Liebe zum heimischen Brauchtum, denen aller frische Wind von vornherein suspekt war.

Nun muss man ja aber feststellen, dass die so genannte „Neue Rechte“, jemand nannte sie neulich auch öffentlich „Das Pack“, dass also das rechte Pack sein „Wir sind das Volk“- und „Deutschland-den-Deutschen“-Gekeife eindeutig *nicht* mit jenen freundlichen alten Volksliedern garniert, - diese Leute sind zwar durchaus tatsächlich auf peinliche Art deutsch und provinziell, uninteressiert am Weltbürgertum und reaktionär, ABER: sie kennen und lieben ja eigentlich weder das Land, für das sie da vor Flüchtlingsheimen aufmarschieren oder im Internet Stimmung machen, noch kennen sie seine Lieder, sie *haben* gar keine echten Traditionen, die sie gegen von außen Kommende verteidigen könnten – und insofern kann man die schönen alten Lobpreisungen der Heimat aus der Zeit der Romantiker jetzt ja eigentlich so langsam mal wieder vom Generalverdacht des verbissenen Volkstums freisprechen.

Also: Mehr Heimat, bitte! Und weniger Provinz.

Musik 4

2'43

Trad., Im schönsten Wiesengrunde

Peter Schreier, Konrad Ragossnig

Berlin classics 0010192BC

M0253840(AMS) 01-006

...das Lied vom „Schönsten Wiesengrund“. Besungener Wiesengrund liegt, so wird vermutet, im Enzkreis unweit von Pforzheim und wurde da gerührt bedichtet vom württembergischen Oberamtsrichter Wilhelm Ganzhorn, dessen „Vaters Haus“ allerdings bei genauer Betrachtung in Böblingen an einer Durchgangsstraße stand...Es gibt halt verschiedene Heimaten innerhalb eines Lebens, und es gibt Wunschheimaten, die man sich selber schafft...

Nicht jeder will in dem Wiesengrund beerdigt sein, aus dem er gekommen ist, und doch wird man seine Herkunft und den Zungenschlag der Kindheitsgegend nie so ganz los.

Jacques Brel zum Beispiel, der sein Leben lang nie weit genug von seiner flämischen Heimat und den belgischen Spießern weg sein konnte, der sich auf der Flucht vor ihnen in den hintersten Winkeln der Südsee verschanzt hat, auf einem Boot, um nur bloß nicht irgendwo ankommen zu müssen – Jacques Brel hat dann eben doch mit den schönstmöglichen Worten und am Ende gar mit einem liebenden Lächeln in der Stimme über sein Land, oder besser: seine Landschaft gesungen, in einem Lied, pardon, einem Chanson, in dem bezeichnenderweise keine echten Menschen vorkommen, sondern nur Fantasiegestalten und – Landschaft und Wind.

Vom flachen Land erzählt er, wo die Kirchen die einzigen Berge in der Ebene sind, und wo die Kirchtürme wie schwarze Klettermasten aufragen, auf denen steinerne Teufel nach den Wolken angeln, die in einem niedrigen, grauen Himmel hängen, so grau, dass man es ihm übel nehmen würde, wäre es nicht das heimatliche Land, das flache...

Musik 5

2'40

Jacques Brel, Le plat pays
Barclay 841 316-2, LC 0126

Heimat braucht Natur.

Ob nun Ebene, Berge oder schönster Wiesengrund: Die naturgegebenen Landmarken halten sich meistens länger und sind zur liebenden Identifikation geeigneter als die immer wieder wechselnde Bebauung:

Häuser und Straßen, Waldschlösschenbrücken und Hochmoselübergänge sind, wen's tröstet, aus genügendem Abstand betrachtet bloß Tand von Menschenhand, „was heute dieser baut, reißt jener morgen ein“, dichtete Andreas Gryphius - die Landschaft aber bleibt, und an ihr erkennen wir die heimatliche Gegend wieder: Der Hügel, der auf der einen Seite wie abgeschnitten wirkt, die Sonne, die überm Watt untergeht, der Wald, der sich so sattgrün über die Kuppe spannt, dass man hineinbeißen könnte, die kleine Felsenkanzel, wo natürlich irgendwer mal den Teufel getroffen hat, irgendwer hat immer irgendwo den Teufel getroffen, oder der Fluss, der irgendwo weiter oben im Land aus zwei Quellen entspringt, die sich dann zusammenschließen zu einem Strom, der sich zwischen Wäldern und Wiesen durchschlängelt, vorbei an Menschen und Flussnixen und Stromschnellen, der bei der Stadt breiter wird und majestätisch in die Ferne davonfließt, wie er das schon seit Menschengedenken getan hat...

Musik 6

3'40

F. Smetana, Die Moldau

Sinfonie-Orchester des Süddeutschen Rundfunks, Ferenc Fricsay

Deutsche Grammophon, 445411-2

M0289277(AMS) 01-010

...Das – damals noch so geheiene - ...Friedrich Smetana. Dieser Mann ist, obwohl er seiner deutschen Erziehung wegen kaum Tschechisch sprach, dazu geboren worden, seine Heimat zu besingen, und schöner als in diesem Zyklus von Orchesterbildern geht's eigentlich nimmer.

Wobei nun gerade dieses so ungeheuerlich berühmte Moldau-Motiv, das sich so unverbrüchlich mit der Idee der tschechischen Heimatgend verbunden hat, alles Mögliche, bloß nicht tschechisch ist – die punktiert aufsteigende kleine Melodie stammt höchstwahrscheinlich aus dem Italien der Renaissance und ist nach einer ausführlichen Reise durch ganz Europa droben in Schweden hängengeblieben, wo sie auch schon ein Heimatstck war:

Das Lied „Ack Vrmland du skna“ besingt die endlosen Wälder und Seen dieser Provinz an Schwedens Westgrenze – und es ist, obwohl eigentlich ganz anderer Leute Heimatmelodie, die Urzelle zu Smetanas „Moldau“.

T. 2

ausbl. bei 1'20

Musik 7

Trad., Ack Vrmland, 1. Strophe

Jussi Bjrling

Nimbus 6423045

Jussi Bjrling preist da seine schwedische Heimat mit der Melodie von Smetanas „Moldau“...Falsch, das schwedische Volkslied war zuerst da, und Smetana hat es bei seinem Schweden-Aufenthalt kennengelernt.

Vielleicht als kleine Erinnerung an die zur Zeit Flüchtlingen gegenüber so ablehnenden Tschechen: Friedrich Smetana hat sein Heimatland damals aus politischen Gründen verlassen müssen und hat als Flüchtling und Gastarbeiter in Schweden gelebt, und hätte Schweden ihn nicht gastlich aufgenommen, wäre den Tschechen die Moldau, dieses musikalische Nationalheiligtum, entgangen.

Den Zyklus, in dem auch die „Moldau“ sich findet, hat Smetana „Ma Vlast“ genannt, und das ist noch kurz einer Betrachtung wert. Ma vlast, das heißt nicht etwa: Meine Heimat, obwohl die Musik ja genau diese Heimat abbildet, Ma vlast heißt: Mein Vaterland, und das ist etwas anderes.

Smetanas musikalische Postkarten, die die Schönheit Tschechiens und seine Geschichte preisen, wollten ja als politische Botschaft verstanden werden, als Selbstbekenntnis eines Volks, das jahrhundertlang von fremden Mächten beherrscht worden war und gerne selbständige Nation sein wollte.

„Heimat“ kann man eben nicht bloß im schönsten Wiesengrund vor Vaters Haus finden, sondern auch in einer Idee.

Dann heißt sie „Vaterland“ und ist tendenziell gefährlich.

Das Vaterland als Idee und politischer Begriff hat mehr mit dem Kollektiv als mit dem Individuum zu tun, und das Wort ist nicht ganz zu Unrecht heute in Verruf geraten.

Weil sich fast immer die Falschen mit diesem Begriff geschmückt haben, und weil es meistens benutzt wird, um sich gegen irgendwelche vermeintlichen Feinde und *deren* Vaterländer abzugrenzen.

Das ist die heutige, geschichtsbewusste Sicht auf das Wort: Patriotisch, was ja von lateinisch Patria, das Vaterland, kommt, patriotisch also darf man inzwischen wieder sein, man darf „sein Land“ lieben, was auch immer man darunter versteht, zur Not halt eine Fußballmannschaft. Wer sich aber als „vaterländisch gesinnt“ bezeichnet, verrät, dass er da irgendwas in der Geschichte des 20. Jahrhunderts nicht mitgekriegt hat.

Früher war das bekanntlich anders,- in Zeiten, als die Leute auch in Mitteleuropa noch mit irgendwelchen alleinseligmachenden politischen Systemen leben mussten, da war „Vaterland“ noch der hochglanzpolierte Popanz, den man gefälligst so sehr zu lieben hatte, dass man im Zweifelsfalle sein Leben dafür hingeben wollen sollte.

Dulce et decorum est, pro patria mori – süß und ehrenvoll ist es, fürs Vaterland zu sterben, daran hat man seit Horaz erstaunlich lang geglaubt, bis die, die im Namen des Vaterlands Entsetzliches erlebt hatten, ihre Stimme erhoben haben – Wie zum Beispiel der später an der Front gefallene britische Soldat und Dichter Wilfred Owen, der in seinen erschütternden Gedichten aus dem Ersten Weltkrieg forderte, man solle doch endlich aufhören, den jungen Leuten diese „old lie“, die alte Lüge vom süßen und ehrenvollen Vaterlandstod zu erzählen.

Bis dahin war aber, gerade in Deutschland, schon jede Menge nationalistischer Schmarren produziert worden und den Rhein hinuntergeflossen, an dessen Ufern man im Jahr 1883 ein Denkmal enthüllt hat, das zum Menetekel wurde. Ein feistes Weib, trotzig gen Frankreich glotzend, unten im Sockel der Reichsstifter und Franzosenfresser Kaiser Wilhelm und sein Stoßtrupp, das Ganze auch bekannt als „Die Wacht am Rhein“.

Musik 8

1'10

C. Wilhelm, Es braust ein Ruf wie Donnerhall (Die Wacht am Rhein), 1. Strophe

M0050944(AMS) 01-004

Mediaphon 22.110

Die zum Glück dann letztendlich doch nicht unsterblichen Verse von Max Schneckenburger zur Wacht am Rhein, immerhin mal sowas wie die inoffizielle Nationalhymne hierzuland, wobei, nur kurz zur Erheiterung: an der amerikanischen Elite-Uni Yale wird diese Melodie auch bei Feierstunden gesungen, dort aber als Freundschaftshymne unter dem Titel „Bright College Years“.../

Arthur Schnitzler hat mal geschrieben: „Ich liebe mein Vaterland nicht, weil es mein Vaterland ist, sondern weil ich es schön finde. Ich habe Heimatgefühl, aber keinen Patriotismus.“

Damit hat Schnitzler eigentlich etwas wiederum auch sehr Deutsches gesagt, denn diesen ganz privaten und individuellen, oft auch romantisch verklärten Blick auf die eigenen Wurzeln scheint es irgendwie nur bei uns zu geben.

Es ist nämlich so, um mal wieder zum Gedanken des Anfangs zurückzukommen, dass das deutsche Wort „Heimat“ eigentlich unübersetzbar ist. Das englische „home“ kommt ihm noch am nächsten, meint aber im alten Heimat-Sinne eigentlich ursprünglich eher das Haus als ein Gefühl.

Und die anderen Sprachen haben oft das lateinische „patria“ zugrunde liegen, in Frankreich gibt es La patrie, das Vaterland, einen eher nationalistisch, also politisch gedachten Begriff, und Le pays, die Gegend, das Land – beides umfasst nicht im Mindesten das, was in unserer „Heimat“ steckt.

Vielleicht sind ja die Deutschen fürs Heimatliche einfach begabter als fürs Politische – da ließe sich zumindest mal drüber nachdenken...

Edgar Reitz, der mit seinem Fernseh-Mammutprojekt „Heimat“ das Thema in Deutschland vor Jahren überhaupt erst wieder auf die Liste der wichtigen Themen gesetzt hat, Edgar Reitz also hat in einem Interview mal erzählt, dass es bei ihm daheim im Hunsrück ein spezielles Wort gibt, das für ihn mehr als alles andere ausdrückt, was Heimat bedeutet, dort sagt man:

Geheischnis – und man braucht gar nicht erst große etymologische Untersuchungen anzustellen, dieses Wort, Geheischnis, erschließt sich schon aus dem Klang als etwas Heimeliges, eine vage Mischung aus dem, was man für sich erheischt und dem Geheimnis, das die Tiefen unseres Bewusstseins umgibt dort, wo unser Heimatgefühl angesiedelt ist und uns raunend von unseren Ursprüngen erzählt.

Der Dichter Otto Inkeremann, Pseudonym: C.O. Sternau, hat die deutschromantische Heimat intensivst besungen, zum Beispiel in „An die Heimat“, dessen drei Strophen jeweils in fast anbetenden Ausrufen gipfeln, die allen Trost beschwören, den man hierzulande bei einigermaßen positiver Grundeinstellung empfindet bei diesem Begriff: Freundliche Heimat! – Schützende Heimat! – Liebende Heimat!

Johannes Brahms, übrigens chronisch heimatlos, hat daraus eins seiner wunderherrlichen Gesangsquartette gemacht...

Musik 9

5'05

J. Brahms, An die Heimat (aus Drei Lieder op. 64)

Marlis Petersen, Stella Doufexis, Werner Güra, Konrad Jarnot,

Christoph Berner, Camillo Radicke

M0080815(AMS) 01-019

HMC 901945
